

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Zu den zwei Gemälden von August Weckesser  
**Autor:** Waser, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572295>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.01.2025

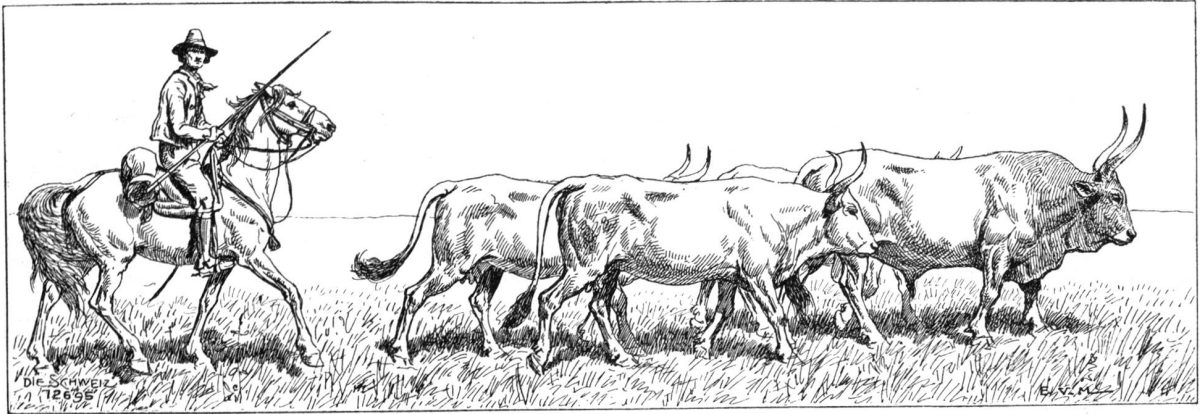
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Barbara von Muralt wird der Verhaftungsbefehl vorgelegt.

Gemälde von † August Weckesser, Winterthur.

(Siehe Seite 104).



Rinderhüter aus der Campagna romana. Originalzeichnung von Evert van Nuyden, (Genf) Paris.

## Zu den zwei Gemälden von August Weckesser.

(Siehe Seite 101 u. 103).

Unter den vier Entwürfen zu historischen Bildern, die August Weckesser 1869 von Rom aus dem Kunstverein Winterthur zur Einsichtnahme zugehen ließ, fanden sich zwei, die gleich den Zwinglibildern ins Zeitalter der Reformation verlegen und sich beziehen auf die Ueberfiedlung des Geschlechtes der Muralti aus Locarno nach Zürich (1555); und die beiden Farbenskizzen sind später neu erstanden in ausgeführten Gemälden, wie sie uns hier in Reproduktion vorliegen. An dem Bild, das „die drei Locarnerinnen vor dem päpstlichen Nuntius“ zeigt, that der Meister den 29. September 1874 den letzten Pinselstrich, und gleich in Basel erfuhr es die günstigste Aufnahme und Beurteilung; ja, ein begeisterter Einsender schloß mit den Worten: „... Es wäre unverantwortlich, wenn dieses Juwel nicht festgehalten würde. Zürich, das an dem Bilde mehrfaches Interesse hat, würde es ohne Zweifel dann gleich mit Beschlag belegen. Videant consules!“<sup>1)</sup> In der That ist jetzt Weckesser durch die „den Saltarello tanzenden Kinder am Strand von Capri“ in Basels öffentlicher Kunstsammlung nur ungenügend vertreten. Noch ehe aber das Gemälde nach Zürich gelangte, ward es vom Kunstverein in St. Gallen erworben für 6650 Franken, und in St. Gallens Museum behauptet es heute einen Ehrenplatz. — Wir blicken ins Innere eines Prunkgemaches jener Zeit mit prächtiger Kassettendecke, längs welcher an den blauglasierten Wänden hin ein Fries umläuft mit den schweizerischen Kantonswappen, mit schwarz und weiß gemustertem Steinplattenboden; an der Wand links vom Eingang, der in eine kleine Hauskapelle gotischen Stiles führt, hat die Sanduhr ihren Platz; über dem Eingang erkennt man die sich kreuzenden Schlüssel Petri mit der päpstlichen Tiara. Links sitzt im Lehnstuhl rechts hin, das linke Bein über das rechte geschlagen, der päpstliche Legat Ottaviano Riberta, Bischof von Terracina; mit der Rechten hält er die Stuhllehne, die Linke läßt er aufrufen auf dem mit roter Decke und schweren Folianten belegten Tisch. Der ausdrucksvolle, durchgeistigte Kopf des Prälaten zeigt ein fein-

geschnittenes Profil; unverkennbar spiegelt sich in seinem Antlitz ein gewisses Wohlgefallen an den drei vor ihm stehenden Gelehrten, aber sichtlich erstaunt der Priester ob dem kühnen Mute der Damen. Diese stehen rechts: Barbara Muralta, Lucia Bellò, Caterina Appiana. Barbara Muralta, am meisten rechts im Profil, im blauen Gewand mit großem schwarzem Shawl (mit roter Fütterung) und mit langem schwarzem Schleier, scheint zu sprechen und legt dabei betuernd die Rechte aufs Herz, die Linke auf die aufgeschlagene Bibel, da sie sich in ihren Auszügen auf Bibelworte beruft; die Bibel aber hält mit beiden Händen die edle Dame im gemusterten Crèmekleid und reichen Juwelenschmuck; sie und die dritte der Frauen, die recht eigentlich italienischen Typus zur Schau trägt, sind mehr von vorn dargestellt<sup>2)</sup>.

Der erste Entwurf ließ Barbara von Muralt die Rechte schwebend zum Himmel erheben; das rügte Herr Dr. Imhoof-Blumer, der gerade damals (Frühjahr 1874) wieder mal bei Weckesser in Rom anfeuerte. Und in der That hätte diese Geste etwas Theatralisches und Unruhiges hineingebracht in die im übrigen so edel und schlicht gehaltene Komposition, vielleicht auch unschöne Linien bewirkt, wogegen das Auflegen der Rechten aufs Herz die tiefinnerliche Ueberzeugung bekundet. — So ist die ganze Situation meisterhaft wiedergegeben, über alles Lob erhaben die fast minutiöse Gewissenhaftigkeit in der Durchführung jeglichen Details, wie z. B. in der Architektur des Saales, in der Gewandung und im Schmuck der Damen und des Priesters. Die Zeichnung, die in den Bildern des Künstlers zwar immer korrekt, nicht selten aber etwas hart ist, weist hier wohlthuend weiche Linien auf, und auch das Kolorit atmet eine ansprechende Wärme.

Das zweite Gemälde: „Barbara von Muralt wird der Verhaftbefehl vorgelegt“, trägt die Bezeichnung „Roma 1881“<sup>3)</sup>. Auch von dieser Komposition bestehen zwei Aufnahmen, von denen die zweite einer neudurchgesehenen, verbesserten gleichkommt. — Auf den Auftritt mit dem Bischof am 18. Januar 1555 sollte tags darauf die Gefangennahme der kühnen eiserischen Dame erfolgen. Die Hächer, d. h. der

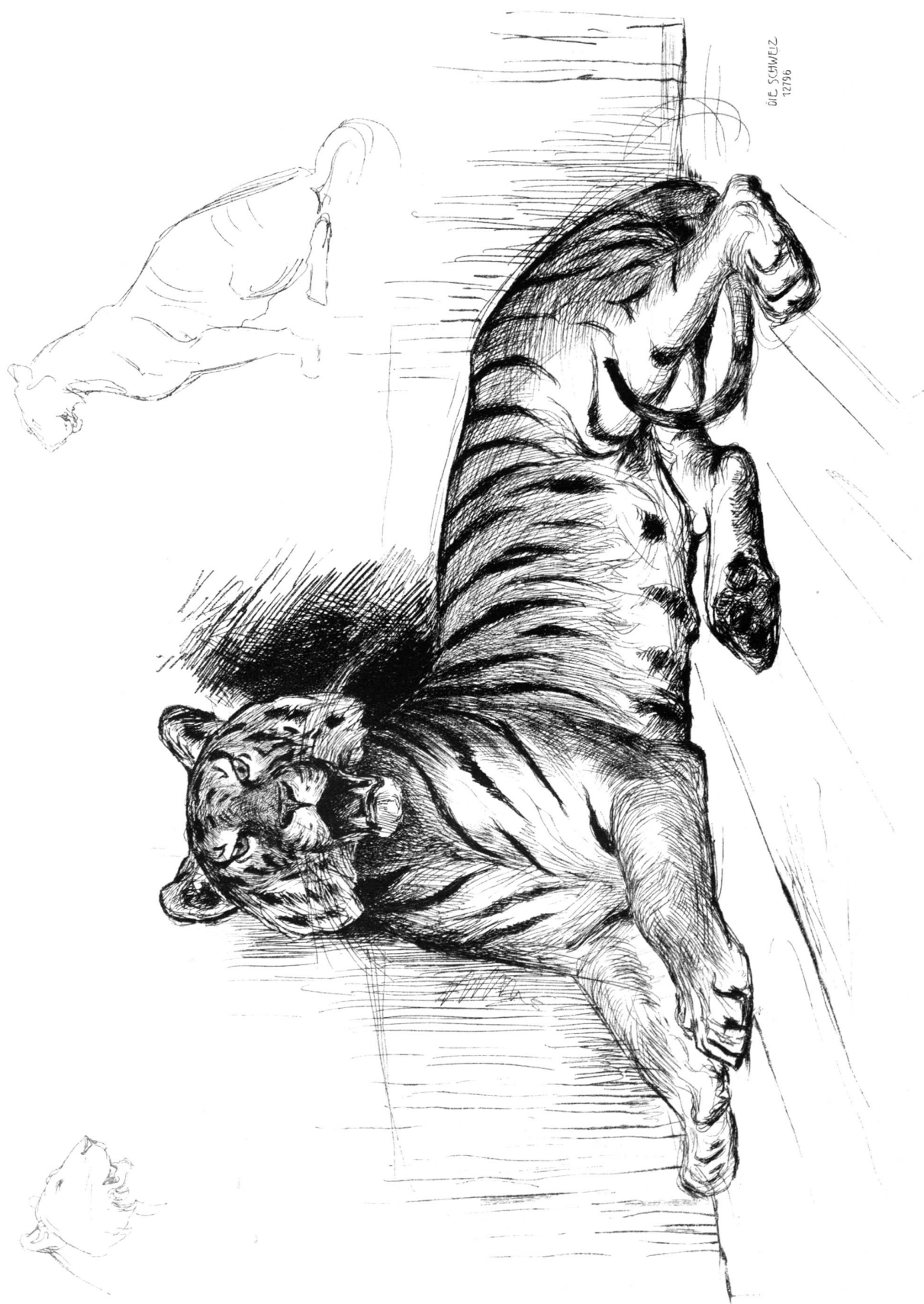
<sup>1)</sup> B. R. in den „Basler Nachrichten“ vom 3./4. März 1875. Allerliebste nimmt sich heute, ein Vierteljahrhundert später, des Einsenders Apokryphenherausgeber Böcklins aus, auf dessen Kosten dann Weckessers Bild herausgegeben wird: „Wenn wir das kunstliebende Publikum Basels,“ beginnt er seine Einsendung, „auf ein schönes Bild, das als Gast in unsern Mauern weilt, aufmerksam zu machen versprechen, so glaube ja niemand, wir wollten etwa als Böcklinphantasten die Sirenen preisen. Es braucht sich keiner die Ohren zu verstopfen. Zwar haben wir auch an Böcklins neuestem Produkt unsere heimliche Freude gehabt; denn dieses Bild wird hoffentlich auch die von den Maurischen Reitern noch nicht zu Boden gerittene Böcklinbegeisterung zu zerstreuen im Stande sein. Das Haarsträubende, Unheimliche, um nicht zu sagen Dämonische, das uns schon aus Böcklins früheren Bildern mit Augen angegrinst, schreit aus dieser ungeheuerlichen neuesten Malerei unseres Mitbürgers zu deutlich und unmissverständlich heraus, als daß irgend einer es ignorieren könnte. Böcklin ist gradatim vom malenden Künstler zum künstlerischen Maler herabgesunken, der mit den Farben einen Fettschmiß treibt und zu Ehren seiner Götzen die Schönheit mit hyänenartigem Ingimm dahinsopfert. Mächten jeden jungen Künstler die Sirenen Böcklins als Gespenster verfolgen bei Tag und Nacht!“

<sup>2)</sup> Die Namen entnehme ich der Darstellung von Ferdinand Meyer; dieser, der Vater des großen Conrad Ferdinand, hat viele Wände geleistet über „Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weitere Schicksale“, Zürich 1836; vgl. I 416 ff. und 516 ff. („Zugkränze, gaben durch mich, Barbara Muralta, der Neben, die ich mit Bischof Terracina gehalten hab“). — „In diesem (dem Locarnesenbuch) blätterte der Dichter zuweilen, des Vaters gedenkend, den er noch im Knabenalter verlor. Er hatte von ihm außer der Klarheit und sachlichen Milde die Lust an der Historie und das allerdings aufs höchste gesteigerte Bedürfnis, sie künstlerisch zu gestalten, als Vermächtnis und Erbeil übernommen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß seine drei ersten poetischen Werke, Huttens letzte Tage, Das Amulett und Jenatsch, aus jener Periode der Gegenreformation geschöpft sind, die den Vater in so hohem Grade anzog.“ So Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer, S. 15.

<sup>3)</sup> Das Gemälde wurde seinerzeit bestellt durch Herrn Hans Wunderly von Muralt.



Die Geldstagfeierung.  
Gemälde von Albert Riker, Ins (Hl. Bern).  
Nach einer Photographie aus dem Pradiser'schen „Infraalbum“.  
Verlag von J. Gahr, Strassburg.



012. SCHWELZ  
12196

F. VAN MUYDEN. P. 86

Liggender Tijger. — Tigre couché.  
Radierung von Evert van Muyden (Geuf), in Paris.

Weibel und zwei Knechte, sind ins Boudoir vorgedrungen, und der grimme Gerichtsbote im Stahlekleid präsentiert den Verhaftbefehl, gerade wie die Kammerfrau beschäftigt ist mit dem Flechten der Haare ihrer Herrin: diese bittet, im Nebenzimmer ihre Toilette beenden zu dürfen, um dann von da durch eine geheime Thüre zu entinnen<sup>4)</sup>. — Wiederum zeigt das Interieur eine fast überreiche Ausstattung: ein (von der Decke

niederhängender) Papagei<sup>5)</sup> und ein kritisch bellendes Hündchen sind anekdotenhafte Zuthaten des gern erzählenden Malers, die vielleicht ebenso gut weggeblieben wären; der Ausdruck der Gesichter scheint etwas minder durchgeistigt als auf dem Gegenstück; aber alles in allem ist auch dieses Bild wohl gelungen: geschickt komponiert und gut gemalt.

Dr. Otto Waser.

<sup>4)</sup> Vgl. Ferdinand Meier I 413 ff.

<sup>5)</sup> Sogar zum Papagei existiert eine Studie (bei Herrn Konservator Alfred Ernst in Winterthur).

## Abendsonne.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. Bindschedler.

(Schluß).

„Nun, Frau Bäumlein, Sie haben ja wirklich Schweres erlebt, und Sie thun mir aufrichtig leid. Aber die ersten, schlimmsten Wochen sind jetzt vorbei, und Sie müssen versuchen, wieder ein wenig heiterer ins Leben zu blicken,“ sagte der Hausfreund, der in unverwüßlicher Treue sich Anne Marias annahm und nun eben vor ihr stand. Er räusperte sich und kam dann zum zweiten Teil seiner Rede, welcher ihm leichter wurde; denn er besaß einen sehr glücklichen Sinn, der allezeit weniger des Lebens Schwierigkeiten, als die Mittel, diesen abzuwehren, ins Auge faßte.

„Beschäftigung müssen Sie vor allem haben, und nun hören Sie, was ich für Ihr hübsches, kleines Zeichentalent gefunden habe.“ Anne Marie lächelte müde. „Derr Justus,“ fuhr der Giffrige fort, „der Besitzer des großen Stickereigeschäftes, will Ihnen auf meine Empfehlung hin Arbeit geben, und Sie werden sehen, Sie finden Vergnügen daran.“ — Nachdem er noch einiges Erbauliche über den Segen der Arbeit hinzugefügt, empfahl er sich und ließ Anne Marie allein an ihrem Fenster zurück.

Der gute Mann hatte recht; sie sollte nicht die langen Abende so in sich selbst versinken lassen. — Doch war es im Grunde kein leeres Hinbrüten. Anne Marie blieb nicht gefangen in jenem ersten dumpfen Schmerz um den Sohn. Sie suchte zu einem versöhnenden Gedanken durchzudringen durch das Dunkel, das über seinem Leben und über seinem Sterben gewaltet und haderte nicht mit dem Schicksal.

Und in ebenso ernstem, ehrlichem Nachdenken versuchte sie über das eigene Leben ins Meine zu kommen und dessen Ergebnisse festzustellen. Denn nun war es Zeit dazu. Es konnte nach menschlicher Berechnung nichts mehr erwartet werden, mochten ihr auch noch so viele weitere Jahre beschieden sein. Was sie hinter sich hatte, das war das Leben gewesen. Das Leben, aus dem man so viel Wichtigkeit machte, auf das man in Schule und Religionsstunde vorbereitete, dessen Schönheit man der Jugend verließ, vor dessen Gefahren man sie warnte.

Anne Marie hatte vieles, vieles nicht erhalten, was sie erwartet hatte; das konnte sie verschmerzen. Aber sie fühlte, daß in ihrem Herzen noch etwas Unverbrauchtes war, daß sie noch eine Kraft der Liebe und der Hingabe besaß. Wo war die Lebensaufgabe, die nach dieser Kraft verlangte?

Die Beschäftigung, die der Hausfreund ihr verschafft, gedieh und wurde ihr lieb. Aber Anne Marie hatte nicht die Gabe, etwas Kleines, Unwesentliches für das ihr versagte Größere zu nehmen. — Ihr in sich gefehrtes Wesen machte es ihr auch schwer, sich in jene geschäftige Wohlthätigkeit zu versenken, die von einem armen alten Weiblein zum andern eilt, und vielen etwas zu sein sucht, da sie nicht einem alles sein kann.

Bei der nun recht gebrechlichen Nanette saß Anne Marie manchen langen Nachmittag. Die alte Näherin war immer lebhaften Geistes. Schiller zwar ließ sie jetzt beiseite. „Das war doch mehr für die Jugendzeit,“ sagte sie in mildem Gedenken ihrer Bierzigerjahre, wo sie noch in der Volkskraft ihrer Schwärmerei gestanden. Statt der Romanzen und Balladen bekam jetzt Anne Marie lustige Geschichten zu hören aus der Zeit, wo ihre Mutter und Nanette übermüthige Mädchen waren. Aber auch hier spielte die Phantasie dem alten Lockenkopf seltsame Streiche und Anne Marie hielt sich im Stillen an das Bild, das sie sich selbst von der Mutter gemacht.

Gleichmäßig vergingen mehrere Jahre. Wenn Anne Marie die Hochzeitsglocken der nahen Kirche hörte, so dachte sie mit wehmüthiger Teilnahme an die jungen Brautleute, und dies Gefühl unterschied sich nicht sehr von dem, mit welchem sie einen dahinziehenden Leichengang begleitete. Die Welt schien für ihre Augen Licht und Schatten allmählig zu verlieren.

Einmal, im Spätherbst erhielt sie einen Brief von der Base ihres Mannes. Sie kannte die Frau kaum und auch nicht die Verwandte, deren Tod da gemeldet wurde. Anne Marie wurde geziemend zum Begräbniß eingeladen, „obgleich man der weiten Entfernung wegen nicht auf ihr Kommen hoffen dürfte.“ Anne Marie legte den Brief weg und schloß Schrank und Schublade auf, um sich zu der kleinen Reise zu rüsten. Als junges Mädchen war sie einst mit dem Vater in jener Gegend gewesen, und nun erwachte in ihr ein schwaches Verlangen, wieder das Dorf zu sehen und das Waldthal, in das es eingebettet lag.

Das Leichenbegängniß fand am folgenden Tage statt; fast der ganze kleine Ort nahm Theil. Ernsten Sinnes schritt Anne Marie mit den schwarzgekleideten Frauen eine weite Strecke hinter den Männern her, wie es Sitte war, zum kleinen Friedhof hinauf und hörte die warmen Worte des Geistlichen. — Als man ins Trauerhaus zurückkam, wo für die Frauen in der hintern Stube der Kaffee bereit stand, da löste sich die gedrückte Stimmung, und die Thränen, die manche dem eignen Leid nachgeweint hatte, trockneten. Die Frauen, da nun doch einmal der Nachmittag angebrochen war, wollten ihn auskosten und wußten sich viel Merkwürdiges mitzutheilen, immerhin von vorherrschend betrüblichem Charakter, wie es für Ort und Zeit sich ziemte. Der nun verwitwete Lammwirt, der ausjah, als ob er das Leben noch einmal von einer andern Seite anfassen wollte, ging geschäftig mit seiner großen Kanne hin und her und nötigte den Frauen Kuchen auf. Dabei schob er ein winzig kleines Ding, ein zweijähriges Mädchen weg, das unter dem Tisch hervorgekrochen kam.

„Nach Platz, Gretel, bist überall im Weg!“ sagte er etwas ungeduldig.

Ein halbes Duzend Frauenhände streckten sich nach der Kleinen aus, die nun eine Weile von Schoß zu Schoß ging.

„O, du armes, armes Tröpflein,“ sagte eine dicke, alte Frau mit wehleidiger Stimme. „Du hast deine beste Zeit gehabt! Wo schlägt's nun dich hin! — 'S' ist ein Weislein,“ fuhr sie, zu Anne Marie gewendet, fort. „Der Vater ist beim Holzen von einem Baum erschlagen worden, und die Mutter, — der Schrecken, als sie ihr den Mann heimbrachten, kam in eine böse Zeit, — ist mit dem totgeborenen Kindlein ihrem Peter nachgefolgt und hat in Gottes Namen das Gretlein allein zurückgelassen. Die junge Frau war das Patenkind von der Lammwirthin, und die hat das Kleine zu sich genommen. Er aber kann das Kind nicht behalten.“ Die alte Frau flüsterte vorsichtig: „Er steht selber schlecht: er hat das Lamm' verkauft und will in die Fremde. Das Gretlein kommt heute Abend noch ins Armenhaus.“

„Ins Armenhaus!“ wiederholten die aufhorchenden Frauen, und das Gretlein schaute sie lustig an, als ob es seinen Spaß habe an dem Chor.

Es dunkelte früh, und man brach auf. Anne Marie ging zur Bahnstation, da der nächste Zug sie noch heimbringen